Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 182. Bromberg, den 27. Oktober 1925.

Der Doppelgänger des Herrn Emil Schnepfe.

Roman von Carl Schüler.

(10. Fortsetzung.)

8.

Am anderen Morgen, gleich nach dem Frühstück, setzte sich Dorival in den bequemen Lehnsessel im Wohnzimmer, zündete sich eine Zigarette an und entwarf Pläne.

„Wer war Herr Labwein?"

Ein Winkelbankier.

Welche Geschäfte machte ein Winkelbankier?

Er gibt Darlehen gegen hohe Zinsen. Er vermittelt Sachen, mit denen sich Bankiers von gutem Ruf nicht befassen.

Wie tritt man mit ihm in Verbindung?

Durch die Zeitung, natürlich.

Dorival beschloß, es mit mehreren Anzeigen in einer vielgelesenen Tageszeitung zu versuchen. Vielleicht bot Herr Erich Labwein seine Vermittlerdienste an. Dann konnte er ihm einen Besuch machen und ihn kennen lernen. Er entwarf eine Anzeige, in der ein Kaufmann von bestem Ruf zur Vergrößerung seines Geschäftes 5000 Mark suchte, doppelte Sicherheit bot, sechs Prozent Zinsen versprach und außerdem sich anheischig machte, dem Geldgeber nicht nur das Kapital, sondern auch noch einen Gewinn von 2000 Mark zurückzuzahlen.

Für den Fall, daß Herr Labwein auf diesen Köder nicht anbiß, fertigte Dorival eine zweiten Anzeige an. Diese Anzeige beruhte auf der Voraussetzung, daß Herr Labwein längere Zeit in Costalinda gelebt hatte und im Begriff war, den Konsul dieser Republik, Herrn Rosenberg, zu stürzen. Nach der Kalkulation Labweins mußte in nächster Zeit dieses Konsulat neu zu besetzen sein. Labwein, der von seinem Aufenthalt in Costalinda her sicher die Leute kannte, die jetzt an der Regierung waren, traute sich voraussichtlich genug Einfluß auf diese Herrschaften zu, um eine Neubesetzung des Konsulats in seine Wege lenken zu können.

Eine zweite Anzeige lautete:

Wer verschafft Herrn aus sehr reicher, angesehener Familie einen Titel? Konsul bevorzugt, Belohnung bis zu 100 000 M. zugesichert. Angebote unter usw.

Dann verfaßte Dorival noch eine dritte Anzeige, in der ein jungerMann eine passende Gelegenheit suchte, ein ihm durch Erbschaft zugefallenes Kapital in Höhe von 250 000 Mark gewinnbringend anzulegen.

Noch an demselben Tag trug Dorival diese drei Leimruten in drei verschiedene Anzeigebüros. Am folgenden Tage erschienen sie in schöner fetter Schrift, und vierundzwanzig Stunden später hatte Dorival viele Hunderte von Angeboten.

Seine erste Anzeige, in der er 5000 Mark zu leihen suchte, schien am wenigsten Anklang gefunden zu haben. Es meldeten sich nur siebzehn Selbstgeber, die außerdem sämtlich sehr mißtrauisch waren. Dreißig Vermittler boten ihm in der Angelegenheit ihre Dienste an. Die zweite Anzeige hatte schon einen besseren Erfolg. Dem jungen, ehrgeizigen Mann, der für einen Titel hunderttausend Mark ausgeben wollte, boten einhundertneunundachtzig Ehrenmänner mit besten Beziehungen ihre hilfreichen Hände an. Der eine wollte ihm einen Grafentitel, der andere den Titel eines Kammerherrn verschaffen, viele boten ihm den Titel eines Kommerzienrats an, und auch sein besonderer Wunsch, Konsul zu werden, konnte ihm von vielen Seiten garantiert werden. Einen gewaltigen Treffer aber hatte er mit der dritten Anzeige gemacht. Annähernd vierhundert gute Menschen, von denen ihm jeder einzelne versicherte, daß seine Angaben streng wahrheitsgetreu seien, wollten ihn in kürzester Zeit zum vielfachen Millionär machen, wenn er ihnen sein Erbe vertrauensvoll in die Hände legen wolle.

Herr Erich Labwein aber hatte sich auf alle drei Anzeigen gemeldet! Seine Angebote hatten alle drei den gleichen Wortlaut:

„Geehrter Herr! Ihre Anzeige in der heutigen Zeitung hat mein Interesse gefunden. Ich kann Ihnen sofort mit Gewünschtem dienen und bitte um Ihren umgehenden Besuch.

Hochachtungsvoll

Erich Labwein."

Der erste Schritt war geglückt.

Dorival gab Galdino den Auftrag, alle Briefe zu vernichten, mit Ausnahme der drei Karten des Herrn Labwein, aber auch von diesen opferte er noch zwei Stück und behielt nur die Karte zurück, die die Chiffre der Anzeige trug, in der der Konsulattitel gesucht wurde. Dorival wollte sich als der titelsüchtige Jüngling mit den hunderttausend Mark bei dem Winkelbankier einführen —

Das Geschäftslokal des Bankhauses Erich Labwein lag in der Jägerstraße. In einem der älteren Häuser. Man mußte drei Treppen erklettern, ehe man vor der Tür stand, hinter der der vielseitige Mann arbeitete.

Dorival studierte, ehe er die Hand auf die Türklinke legte, die zahlreichen, auf weiße Pappschilder gemalten, für den Besucher bestimmten Verordnungen. Auf einem dieser Schilder war zu lesen: „Geschäftszeit von 10 bis 3 Uhr, auch während der Börse geöffnet". Auf einem anderen las man: „Besprechungen mit dem Direktor nur nach vorheriger Anmeldung". Ein drittes Schild enthielt die Aufforderung: „Herein ohne anzuklopfen".

Dorival kam dieser Aufforderung nach.

Er trat in ein kleines Stübchen, das durch einen schmalen Zahltisch in zwei Teile geteilt war. In dem Außenteil standen ein halbes Dutzend Stühle für Wartende. Gegenwärtig war keiner dieser Stühle besetzt, nur an einem lehnte ein Damenschirm. Auf der anderen Seite des Zahltisches stand ein hohes Schreibpult, vor dem auf einem Drehstuhl ein ältliches Fräulein saß. An einer Seitenwand des Zimmers stand ein Regal, das mit Akten von unten bis oben angefüllt war. Die heraushängenden Aktenschwänze waren verschieden gefärbt, einige gelb, andere rot, wieder andere blau, so daß das Aktenmaterial des Herrn Labwein einen recht bunten Anblick bot. Dieser Wand gegenüber stand ein offener Büroschrank. In diesem Schrank standen in Reih und Glied Flaschen, Standgefäße, Blechdosen und allerlei Kasten und Kästchen, die sämtlich numeriert waren. Die Bedeutung dieser Kollektion wurde dem Besucher durch ein Plakat erklärt, das an der offenen Tür des Schrankes befestigt war. Dorival las: „82 durch die Firma Erich Labwein verwertete Patente". Neben dem Schrank befand sich eine Tür, die in ein zweites Zimmer

führte. Da die Tür nur angelehnt war, konnte Dorival hören, daß sich zwei Personen über die Verwertung einer Hypothek unterhielten. Die eine dieser Personen, welche die Hypothek beliehen haben wollte, war der Stimme nach eine Dame, vermutlich die Besitzerin des Schirms. Nach seinem Eintritt hatte das Fräulein am Schreibpult Dorival mit kurzem Aufblick gefragt:

„Sie wünschen?"

Als Dorival der Fragerin erklärt hatte, daß er Herrn Labwein zu sprechen wünsche, hatte er die Aufforderung erhalten, auf einem der Stühle Platz zu nehmen, da der Herr Direktor noch beschäftigt sei. So fand Dorival Zeit, sich umzusehen.

Er hatte sich zu diesem Besuch wohl vorbereitet. Seinem Diener hatte er erklärt, daß er einige Tage verreise. Er war auch mit einer Handtasche nach dem Bahnhof Friedrichstraße gefahren, hatte sich eine Fahrkarte nach Köln gelöst, den Fernzug bestiegen, und sich von Galdino das Gepäck in das Abteil reichen lassen. Auf dem Bahnhof Zoologischer Garten hatte er den Zug verlassen und war mit seinem Gepäck in einem Automobil nach einem Hotel am Potsdamer Platz gefahren. Dort hatte er sich zwei Zimmer im ersten Stock gemietet und sich in die Fremdenliste als Fabrikant Heinrich Rotmüller aus Elberfeld eintragen lassen. Auch Besuchskarten, die auf diesen Namen lauteten, trug er in seiner Brieftasche. Sein Äußeres hatte er dadurch etwas verändert, daß er sich einen fertigen Anzug gekauft hatte, der in Farbe und Schnitt lebhaft von den Anzügen abstach, die er sonst zu tragen pflegte.

Aus dem Zimmer nebenan drangen Worte. Dorival hörte den Direktor seiner Besucherin die Schwierigkeit schildern, die sich heute der Beleihung einer Hypothek entgegenstellten, noch dazu einer zweiten Hypothek. Er selbst könne sich auf das Geschäft nicht einlassen, er wolle aber sehen, daß er die Hypothek bei einem Geschäftsfreund unterbringe. Er bedang sich eine Provision aus und ersuchte die Frau, ihm die Hypothek zu „treuen Händen" zu übergeben.

Zögernd ging die Frau auf den Vorschlag ein. Sie erzählte, daß sie das Geld unbedingt in den nächsten Tagen brauche, eine ihrer Töchter wolle heiraten und der Schwiegersohn verlange die Mitgift in barem Geld.

„Hat er recht", hörte Dorival Herrn Labwein bemerken. Dann versicherte er seiner Besucherin, er würde tun, was in seinen Kräften stehe. Gleich darauf trat die Dame in das Vorderzimmer. Sie war eine gut gekleidete Fünfzigerin.

„Wen darf ich melden?" piepste das ältliche Fräulein jetzt Dorival an. Er reichte ihr eine seiner für diesen Besuch angefertigten Karten.

Das Fräulein las.

„In welcher Angelegenheit wollen Sie den Herrn Direktor sprechen, Herr Rotmüller?"

Dorival gab ihr die Postkarte mit der Unterschrift des Herrn Labwein. Das Fräulein prägte sich die Chiffre ein, schlug in einem Buch nach und hatte bald gefunden, was sie suchte.

„Betrifft Beschaffung eines Konsulats?"

Als Dorival zustimmend nickte, verschwand sie in das Zimmer nebenan, um den Herrn Direktor auf den neuen Besucher vorzubereiten. Sie kam bald wieder und öffnete eine in den Zahltisch eingebaute Türe:

„Herr Direktor Labwein lassen Herrn Rotmüller bitten."

Dorival trat in das Arbeitszimmer des Herrn Direktors. Er sah sich einem kleinen Mann gegenüber, dessen gelbliches Gesicht ein schwarzer Spitzbart umrahmte. Er hatte rotgeränderte, entzündete Augen.

Ein altmodisches Mahagonisofa mit grünem Ripsüberzug und zwei dazu passenden Sesseln, zwischen denen ein ovaler Tisch stand, füllten den hinteren Teil des Zimmers aus. Vorn, am Fenster, stand der Schreibtisch Labweins, ein altes Möbel mit Rollverschluß, und rechts von dem Schreibtisch stand an der Wand ein kleiner, aber anscheinend sehr guter Geldschrank. Dorival streifte ihn mit einem sehnsüchtigen Blick. In ihm ruhte vermutlich der Brief . . .

„Es freut mich, Herr Rotmüller, daß Sie mich aufsuchen!" begrüßte Labwein seinen Besucher. Dann lud er Dorival ein, auf einem der Ripssessel Platz zu nehmen, holte eine Kiste Zigarren herbei, drückte die Tür nach dem Vorderzimmer in die Klinke und setzte sich in den anderen Sessel.

„Wir wollen in aller Ruhe Ihre Angelegenheit besprechen", sagte er mit freundlichem Lächeln. „Rauchen Sie? Sie wollen also gern Konsul werden?"

Dorival lehnte die Zigarre ab, da ihm Zigarren zu schwer seien, bot aber Labwein seine Zigaretten an. Die Zigaretten fanden Labweins Beifall.

„Ich hatte in Elberfeld eine Knopffabrik", erklärte Dorival. „Sie kennen vielleicht die Firma Rotmüller & Sohn?"

„O ja!" log Labwein.

„Nach dem Tode meines Vaters habe ich die Fabrik zwei Jahre allein geführt. Nun habe ich sie verkauft. Sehr günstig. Ich will mich in Berlin niederlassen. Berlin bietet doch mehr wie Elberfeld."

„Da haben Sie recht!" bestätigte Labwein.

„Ich besitze ein recht ansehnliches Vermögen."

Labwein horchte auf.

„Ich kann Ihnen einige ausgezeichnete Sachen an die Hand geben", unterbrach er Dorival, kniff dabei ein Auge zu, sah mit dem anderen seinen Besucher verschmitzt an und küßte sich die Fingerspitzen seiner rechten Hand. „Großartige Sachen! Zum Beispiel hier eine Hypothek auf ein prima Vorortgrundstück. An der Hypothek lassen sich im Handumdrehen 20000 Mark verdienen. Es ist ein Geschäft, das man dem eigenen Bruder nicht gönnt, so fein, so glatt. Doch davon später. Fahren Sie fort, Herr Rotmüller. Sie haben mein Interesse."

„Ich möchte nur hier in Berlin nicht so — so als gar nichts herumlaufen!" erzählte Dorival weiter. „Ich will ganz offen zu Ihnen sein, Herr Direktor. Sie machen auf mich einen sehr günstigen Eindruck."

„Ich danke, Herr Rotmüller", sagte Labwein und lächelte geschmeichelt. „Ich kann Ihnen außerdem die Versicherung geben, daß Sie auf mich den allerbesten Eindruck machen, den allerbesten, Herr Rotmüller. Es würde mich freuen, wenn ich Ihnen dienen kann. Sie gestatten." Er nahm sich aus der offenen Dose Dorivals eine neue Zigarette. „Fahren Sie fort, Herr Rotmüller. Sie haben mein Interesse."

„Ich will heiraten," sagte Dorival und beugte sich zu Labwein vor. „Eine junge Dame aus sehr guter, adliger Familie. Nun bin ich nur bürgerlich, bin auch nicht Reserveoffizier. Daran stößt sich der Vater meiner Braut. Dumme Vorurteile. Aber was ist da zu machen? Solche Leute legen Wert auf Titel. Darum möchte ich Konsul werden!"

„Da haben Sie recht!" erklärte Herr Labwein. „Sie sind bei mir gerade an die richtige Adresse gekommen. Sie haben Glück gehabt. Sie werden viele Angebote erhalten haben. Alles Schwindel, alles Schwindel. Hier in Berlin ist es überhaupt anders, wie in Elberfeld. In Elberfeld ist alles reell, gediegen. Hier ist viel Schwindel. Sie haben Glück gehabt, das kann ich Ihnen gar nicht oft genug sagen. Sehen Sie sich mal das Bild an." Er reichte Dorival eine Photographie, die in schlichtem Rahmen auf dem Arbeitstisch des Direktors stand. Das Bild zeigte das Galgengesicht eines Mannes in reichgestickter Generalsuniform.

„Sehen Sie sich einmal den Mann an, Herr Rotmüller. Was sagen Sie? Ein geistreicher, interessanter Kopf? Können Sie Spanisch lesen?" Er deutete auf einige Worte, die auf den unteren Teil der Photographie gekritzelt waren.

Dorival verneinte.

„Das heißt," erläuterte Herr Labwein: „Seinem ausgezeichneten Freunde Erich Labwein der tapfere General Alvarez."

(Fortsetzung folgt.)

Der belebende Hauch.

Ein Kleinstadtgeschichtchen von M. A. v. Lütgendorff.

(Nachdruck verboten.)

Nachdenklich sah der Apotheker vor sich hin. Dann schüttelte er den Kopf und blickte den Freund, der ihm gegenüber saß, zweifelnd an.

„Das kann ich mir nun ganz und gar nicht vorstellen, Fritz. — Ich mein' alleweil, da ist nix dahinter."

Der andere fuhr auf. „Aber Lutz, warum soll denn da nichts dahinter sein? Wenn ich als Arzt die Sach' ernst nehm', kannst du's doch ruhig auch. Lies auch erst einmal das Büchle da."

Er reichte dem Apotheker ein dünnes Heft. „Der belebende Hauch. Lebensverlängerung und Verjüngung durch den Hauch jugendlicher Frauenspersonen" stand auf seinem Titelblatt.

Aber wieder schüttelte der Apotheker den Kopf. „Und ich glaub's doch nicht. Davon, daß einem so ein jung's Mädle anhaucht, soll man selber wieder jung werden? — Wie sollt' denn das zugehen? — Und dann, von wem anders sollt' ich mich denn anhauchen lassen? Das müßt' doch eins sein, das man gut kennt. Denn sonst wär's mir wirklich genierlich."

„Von wem du dich anhauchen lassen sollst? Da fragst noch? — Von wem anders, als von der Traudel! Ist doch, weiß Gott, ein junges, frisches Ding und genieren brauchst du dich auch nicht vor ihr."

„Hm", meinte der Apotheker, „ja, die Traudel, das ginge. Und die tät's auch. — Aber so jung ist sie eigentlich

nimmer. War im letzten Herbst sechsundzwanzig. Ob das nicht ein bißle zu alt ist?“

„Für deine vierundvierzig, du empfindsamer Jüngling, wird's wohl ausreichen“, brummte der Doktor, „es kann einer weit laufen, bis er so ein frisches Mädel findet! — Also versuch' die Kur. Drei Wochen soll sie fortgesetzt werden. Alles Nähere steht dann in dem Buche. — Und daß du dich nirgends sehen läßt in der Zwischenzeit! — Ruhig, ganz ruhig leben muß man während der ganzen Kur. Jeden Abend daheim bleiben und mäßig essen und trinken! — Und nun viel Glück!“ — Er lachte und drückte dem Apotheker herzhaft die Hand zum Abschied und wartete gar nicht erst ab, daß der Freund noch etwas dagegen sagte. — — —

Lutz seufzte tief auf, als der Doktor die Tür hinter sich zugemacht hatte. Das war einmal eine sonderbare Geschichte! Freilich, wenn man auf so eine leichte Art wieder jung werden konnte, wär's nicht so übel! Aber durfte sich denn ein ehrsamer Mann überhaupt in so eine Sache einlassen? Ja, da lag eben der Haken! Denn dieses Anhauchen, wenn's schließlich auch nur durch die Traudel geschah, schien doch eine recht kuriose Kur für einen ehrsamen Mann, wie man doch eben einer war.

Unwillkürlich richtete er den Blick auf die zwei Ölbilder, die ganz nahe nebeneinander über dem steiflehnigen, rotschwarzgestreiften Sofa hingen. Da war der Papa, der alte Herr Apotheker mit den kleinen, freundlichen Äuglein, und da war auch die Mama, die ihren Lutz verwöhnt hatte bis zu ihrem letzten Atemzug. Und die, damit er auch nach ihrem Tode noch die gewohnte Pflege habe, die Traudel, eine arme verwaiste Verwandte schon als ganz junges Ding zu sich genommen und sie gelehrt hatte, wie man dem Lutz das Leben behaglich machen könne. Die Traudel war denn auch eine gute, eifrige Schülerin gewesen und als die Mama eines Tages friedlich die guten, alten Augen schloß, da ging der Haushalt genau so weiter, als leitete ihn noch die liebevolle Fürsorge der Mama.

Und weil's ihm immer so gut gegangen war daheim, hatte er bisher auch nicht ans Heiraten gedacht. Du lieber Gott, wozu denn auch, wenn da zwei Frauen waren im Haus, die nur dafür sorgten, daß es ihm gut ging. Aber nun war die Mama tot und dann, ja dann, hatte er eines Tages die schöne Lotte, des Sanitätsrats Jüngste, kennengelernt, und seitdem hatte er nur mehr einen Gedanken, und das war die Lotte. Und ein Bedenken, und das war, daß die Lotte eben achtzehn, er aber schon ein Stück in die Vierzig hineingewachsen war. Wenn nun aber die Traudel einem so ein paar Jährchen hinweghauchen könnte, wäre das nicht ganz wunderbar? Wieder warf er einen Blick auf der guten Mama Bild und nun schien es ihm, als ob sie ihm ganz einverstanden zuschmunzelte. Na ja, da wollte er es denn in Gottes Namen doch probieren. Er brauchte ja nur an die Lotte zu denken, dann wurde alles leicht, und vor seinen Augen tat sich nun auf einmal ein Himmel auf, blitzblau und goldig und erfüllt mit lauter lachenden Lotte-Gesichtern. Und damit war denn auch sein Entschluß gefaßt. Er trat zum Klingelzug, der perlengestickt und mächtig breit neben der Tür hing und zog kräftig daran. Und als die Traudel hereintrat, frisch und rosig wie eine Apfelblüte, da erklärte er ihr mit tiefem Ernst die Mission, die sie zu erfüllen habe.

Die nächsten drei Wochen waren nun ganz und gar der neuen Kur gewidmet. Die Traudel hauchte aus Leibeskräften und bei jedem Hauch war's ihr, als müßte auch ein Stücklein ihrer Liebe auf den Lutz übergehen. Denn in der Traudel Herz hing nur ein Bild und das war der Lutz. Für den war die Kur übrigens eine ganz gemütliche Sache. Statt des Abends sein Glas Bier im Wirtshaus zu trinken, trank er es daheim und da schmeckte es gerade so gut und die Pfeife auch, die ihm die Traudel mit liebevoller Hand stopfte. Überhaupt die Traudel! — Wie lieb sie sein konnte, wie aufmerksam sie zuhörte, wenn er ihr nach dem Nachtessen was vorlas und wie lustig die Stricknadeln glänzten in den kleinen molligen Händen, die natürlich an wunderweichen Socken für ihn strickten. Und vor allem: wie die Kur wirkte! Mit jedem Tage fühlte er sich jünger, und wenn die Traudel nur ins Zimmer trat zum Anhauchen, klopfte sein Herz schon vor lauter Vergnügen an der wohlgelungenen Kur. Er hatte fast Lust, der dritten noch eine vierte Woche anzuhängen.

Die ganzen drei Wochen hatte er auch den Doktor nicht gesehen. Da eines Tages kam der auch wieder einmal.

„Na, Lutz, wie geht's, wie steht's? Siehst ja prächtig aus, alter Bursche!“

Lutz lachte mit dem ganzen Gesicht. „'s geht mir auch glänzend. Die Kur ist ja einfach großartig! —Mir ist, als ob ich in einer neuen Haut steckte.“

Jetzt lachte auch der Doktor schallend auf. „In einer neuen Haut steckst du? — Denk' dir, ich auch. Aber ohne Kur. Denn ich steck' in einer Bräutigamshaut! Hab' mich verlobt und mit wem? — Mit der Lotte vom Sanitätsrat, dem reizenden Mädel!“

Der Lutz glaubte, jetzt müßte sein Herz stille stehen. Aber es tat alles eher als das, es klopfte vielmehr ganz sachte und gemütlich weiter und was noch merkwürdiger war: es tat gar nicht einmal weh. Ja, und das war wirklich sehr merkwürdig.

„Da wünsch' ich dir halt recht viel Glück, Fritz“, sagte er, und sogar dabei pochte sein Herz ganz ruhig, „denn das Mädle ist gewiß brav, wenn auch ein bißle jung und unerfahren.“

„Na ja, so ein tüchtiges Hausmütterchen, wie die Traudel, kann nicht jede sein. Aber was nicht ist, das wird schon mit der Zeit.“

„Ja, die Traudel!“ — Und jetzt fing es auf einmal an, warm zu pochen, wo es bis jetzt so gemütlich hergegangen war. — „Ja, die Traudel, die ist wirklich ein Prachtgeschöpf! Das seh' ich jeden und jeden Tag wieder. — Du Fritz, — ich mein', wir machen am End' an einem Tag Hochzeit? — Du mit der Lotte und ich —“

„Mit der Traudel?“ schrie der Doktor. „Das ist ja herrlich! — Hör' einmal, und du hast damals von der Kur gesagt, es wär' nix dahinter!“

Lutz schmunzelte. Dann reichte er dem Freund die Hand.

„Ich mein' alleweil, es war doch was dahinter.“

Das Gespenst.

Von Margarete Hodt.

(Nachdruck verboten.)

Der Zug brauste durch die Landschaft. In strahlender Klarheit leuchtete die Sonne vom Himmel. Wie geblendet schloß Frau Nora die Augen und lehnte sich in dem Samtpolster ihres Abteils zurück. Mit ihrer zarten Hand bedeckte sie das Gesicht, — lange, auch dann noch, als der Zug im Schatten des Waldes dahinfuhr. Sie wollte nicht sehen.

Ein Gespenst war da, um sie zu ängstigen und zu quälen. In der Ecke ihr schräg gegenüber saß ein sorgfältig gekleideter Herr. Frau Nora fühlte seine Blicke. Sie brannten auf ihrem Gesicht, brannten durch die kleine weiße Hand hindurch und wollten sie zwingen, zu ihm hinüberzuschauen.

Sie atmete beklommen. Kein Zweifel, er war es, der Freund ihrer Jugend, dem sie sieben, sieben Jahre ihres Lebens geschenkt hatte in geduldigem Warten, der den Mut gehabt hatte, sie zu verlassen, obgleich sie arm und allein in der Welt dastand, und den sie nicht hatte vergessen können bis auf den heutigen Tag.

Das waren die schwermütigen dunklen Augen, die sie so namenlos geliebt hatte, die feingeschwungenen Gesichtszüge, das leicht gelockte braune Haar und der zu große Mund mit dem sinnlich betörenden Zug.

Erinnerungen wurden in ihrer Seele wach. Ein festlich erleuchteter Saal, wehende weiße Kleider, tanzende Paare. Er stand vor ihr und verbeugte sich tief. Ein Strauß schwerer dunkelroter Rosen. Sommerlich belebte Straßen, sie beide Arm in Arm. Ein in Vollmondpracht getauchter Park. Ferne, winkende, blinkende Sterne. Sie beide allein. Da küßte er sie am Meer, und lange, schluchzende Wellen rollten zu ihr hin.

Und dann: Einsamkeit, banges, sehnsuchtsvolles Warten, Briefe, Briefe, darunter ein langer, flüchtig geschriebener. Seine Verlobung mit einer anderen. Ein gestürzter Götze, graue Tage und schlaflose Nächte, Träume, in denen drohend der Tod seine Knochenhand nach ihrem Herzen ausstreckte.

Sie ließ sich nicht übermannen von ihrem bitteren Weh, sie tat das Größte, was ein Mensch kann. Todwund, wie sie war, verzieh sie ihm und wünschte ihm Glück für sein künftiges Leben.

Tapfer ging sie ihren Weg. Und dann geschah das Wunder. Ein reicher und zugleich bedeutender Mann bot ihr Herz und Hand. Nun lächelte sie. „Mein Mann packte mich am liebsten in Watte.“ Wie oft sagte sie das zu Freunden und Bekannten! Ja, heute war sie nicht mehr ein armes, alleinstehendes Mädchen, sondern eine vermögende, vornehme Frau, die alle Welt beneidete, und noch mehr: eine glückliche Frau.

Oder war sie das nicht? Ach, manchmal, manchmal dachte sie an lange, schluchzende Wellen, an dunkle, schwermütige Augen und an einen betörenden Mund. Dann blickte sie sehnsuchtsvoll wie in weite, weite Fernen.

Hielt der Zug noch immer nicht? War sie dazu verdammt, eine Ewigkeit lang dahinzufahren, — dem Gespenst gegenüber, das wie aus einem Grab aufgetaucht war und sie quälte durch sein Dasein, obgleich sie es nicht ansah?

Ob er, ob er glücklich war, der Geliebte? Glücklich, wie sie?

Nein, nein, sie durfte ihn nicht fragen. Das Gespenst sollte nicht sprechen, mußte verschwinden, wie es gekommen war. Der Freund ihrer Jugend war tot, und der Mann, der ihr gegenüber saß, war ihr fremd, zehnmal fremd, mit dem hatte sie nichts mehr zu schaffen. Vorbei, vorbei! Große Tränen traten ihr in die Augen hinter der zarten, weißen kleinen Hand.

Da hielt der Zug. Endlich, endlich! Frau Noras Gatte stand auf dem Bahnsteig mit besorgtem, liebewarmem Blick. Strahlender Sonnenschein umgab sie, als sie ausstieg. Der Zug pfiff und setzte sich langsam wieder in Bewegung. Der Spuk verlor sich mit ihm in blauer, blitzender Ferne.

Frau Nora saß neben ihrem Gatten im Auto und sauste auf der schlanken, geraden Landstraße dahin, ihrer Besitzung entgegen. Weich schmiegte sie sich in seinen Arm. Nun waren ihre Augen wieder klar und hell.

„Es war schön in Berlin", plauderte sie. „Ich habe viel Herrliches erlebt. Aber nun freue ich mich auf daheim. Nirgends, nirgends auf der Welt fühle ich mich so wohl wie in unserem Hause, — bei dir."

Der Arzt im Spiegel der Anekdote.

Euricius Cordus, der als Arzt zu Bremen 1558 starb, pflegte zu sagen: „Ein Arzt hat dreierlei Angesichte. Das erste, das eines Engels, wenn er am Krankenbette zum ersten Male erscheint, — das eines Gottes, wenn die von ihm vorgeschriebene Arznei gute Wirkung getan hat, — das eines Teufels, wenn er seine Bezahlung fordert."

*

Der berühmte Arzt Boerhave pflegte zu sagen: „Arme sind immer die besten Kunden, denn Gott ist es, der mich für sie lohnen wird."

*

Ein alter Almanach erzählt folgendes: Ein Arzt kam zu einem Armen, dessen Frau krank war. Der Arme sagte: „Ich besitze hundert Mark, Ihr erhaltet sie, mögt Ihr meine Frau kurieren oder umbringen." Der Arzt schrieb seine Rezepte, die Frau starb, und jener erbat sich die versprochenen hundert Mark. „Hm! Habt Ihr denn meine Frau kuriert?" fragte der Arme. „Das nicht, aber . . ." „Hm! So habt Ihr sie wohl umgebracht?" „Gott bewahre!" „Ja, was wollt Ihr denn dann von mir?"

*

Ein Arzt fragte einen Kranken, der ihn in seinem Hause konsultierte, nach seiner Diät mit den Worten: „Was genießen Sie?" — „O, bitte sehr", war die Antwort, „machen Sie meinetwegen doch keine Umstände."

*

Ein alter Reisender erzählt: Ich ging einst mit einem italienischen, in Konstantinopel sehr beliebten Arzt dort spazieren und in ein Kaffeehaus. Dort wurde er von einem sehr rüstig und gesund aussehenden Türken begrüßt. Der Arzt, der ihn behandelt hatte, freute sich nicht wenig dieses sichtbaren Beweises seiner Kunst und fragte den Türken, wie er sich auf seine Mittel befinde. „Wohl", sagte jener, „sehr wohl". „Hast du sie auch alle gebraucht?" „Gewiß", erwiderte der Gefragte, „ich trage sie auch immer bei mir", und indem er seinen Fez abnahm, zeigte er uns sämtliche Rezepte, die er als Zauberamulette stets bei sich trug, ohne auch nur im mindesten zu glauben, daß mit denselben noch ein anderer Gebrauch verbunden sei. Das Gesicht des Arztes soll sehr seltsam gewesen sein.

*

Voltaire definierte den Arzt als einen unglücklichen Mann, von dem man alle Tage verlangt, daß er Wunder wirke, nämlich das, die Gesundheit und Unmäßigkeit miteinander in Einklang zu bringen.

Die Weizenkleie.

Von Hans Gäfgen.

(Nachdruck verboten.)

Eine auserlesene Gesellschaft besah sich die „ehem. Kgl. Juwelensammlung" in X. Der Inspektor, der sie herumführte, bat, als die Besichtigung beendet war, die Gesellschaft, einen Augenblick im Vorzimmer zu verweilen, und brachte dann eine Schüssel mit Weizenkleie.

Er bat, sich in derselben die Hände zu waschen.

Die Gesellschaft stutzte und fragte lachend um die Ursache dieses sonderbaren Wunsches.

„Dies ist eine alte Einrichtung," sagte der Inspektor. „Es ist nämlich einmal vor langer Zeit eine Gesellschaft von Standespersonen hier gewesen, um die Juwelensammlung anzusehen. Eine junge Dame, die sich unbemerkt glaubte, fand an einem äußerst kostbaren Ringe so viel Wohlgefallen, daß sie ihn heimlich beiseite brachte. Der damalige Inspektor wollte die Ehre der jungen Dame nicht preisgeben; er brachte also eine Schüssel mit Kleie, erzählte der Gesellschaft, daß diese Kleie-Wäsche ein altes Herkommen sei, und präsentierte die Schüssel der Gesellschaft, der jungen Dame aber zuletzt. Alle wuschen lachend die Hände in der Kleie, auch die junge Dame. Diese hatte den Wink des Inspektors verstanden; sie ließ während des Waschens den Ring in die Kleie fallen, und dem Kabinett war der Ring, der Dame die Ehre und dem Inspektor der Posten gerettet, den er gewiß eingebüßt hätte, wenn der Ring nicht wieder zum Vorschein gekommen wäre."

Man freute sich allgemein über die schonende Klugheit des damaligen Inspektors und wusch sich, unter Scherz und Lachen, die Hände in der Kleie.

Die junge Gräfin Y. erhielt die Schüssel zuletzt. Auch sie wusch sich ihre zarten Hände. Purpurröte stieg blitzschnell in ihre Wangen, ihre Lippen bebten, die schneeweißen Hände zitterten.

Aber niemand bemerkte den schnellen Farbenwechsel; nur der Inspektor las in dem Blick, den sie ihm beim Abschied zuwarf, Beschämung und Dank für die Schonung.

Den kostbarsten Ring der Sammlung fand der Inspektor in der Kleie. Die Edelsteine aber wurden seitdem den Besuchern nur noch in Glaskästen gezeigt.

▫▫ Bunte Chronik ▫▫

* **Ein kostbares Gastmahl.** Agostino Chigi, ein Sprößling aus dem berühmten römischen Fürstengeschlecht, hatte einmal Papst Julius II., dessen Bankier er war, so wie das ganze päpstliche Kollegium zu einem Gastmahl geladen. Bei diesem Gastmahl bestand alles Tafelgeschirr aus Silber, jedoch so oft ein neuer Gang aufgetragen wurde, wurde das gesamte eben gebrauchte silberne Geschirr in den Tiber geworfen und zum nächsten Gang wieder anderes Silbergerät aufgestellt.

*

* **Von Berlin bis Rom — im Bett.** Die internationalen Verbindungen, die vor dem Kriege so weit ausgebaut waren, kommen erst sehr langsam wieder in Aufnahme. Der neue Winterfahrplan bringt wiederum einige Verbesserungen. Von Berlin nach Rom und umgekehrt ist jetzt ein direkter Schlafwagenverkehr eingerichtet, der es gestattet, die ganze Fahrt im — Bett zuzubringen, wenn man Lust hat. Kurz nach 8 Uhr abends verläßt der Schlafwagen Berlin, um am nächsten Morgen in München einzutreffen. Von da geht's über den Brenner nach Verona, wo der Wagen abends eintrifft. Am nächsten Morgen ist man in Rom. Die Fahrt nimmt also zwei Nächte und einen Tag in Anspruch.

▫▫ Lustige Rundschau ▫▫

Sie. Er sah sie mit liebenden Augen an und strich behutsam über ihren weißen, schlanken Leib. Und dann küßte er sie. Und küßte sie wieder und wieder. Sie aber erglühte sanft. Und phantastische Gestalten webten seltsam im Raume, stiegen auf und nieder und vergingen, wie Träume. Dann aber achtete er ihrer nicht mehr. Und sie ging aus —— die Zigarette.

Hans Gäfgen.

*

* **Nordischer Humor.** Nansen: „Na, mein alter Freund, was für Geschäfte treibst Du denn heutzutage?" Nilson: „Ich verkaufe Möbel." Nansen: „Was für Möbel verkaufst Du denn?" Nilson: „Bisher waren es nur meine eigenen."

*

* „Wenn ich Ihnen jetzt ein Stück Kuchen gebe", sagt die ängstliche Hausfrau zu dem Bettler, „dann werden Sie doch nicht wiederkommen, nicht wahr?" „Sie müssen ja Ihren Kuchen besser kennen als ich", schmunzelte der Bettler.

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.